



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Deutsch-böhmische Briefe. 7.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Friedrich der Große starb schon ein Jahr nach Abschluß des Fürstenbundes. Die Bedeutung, welche Preußen durch dieses sein letztes Werk für die gemeindeutschen Angelegenheiten gewonnen hatte, schien durch die ersten Handlungen des Nachfolgers nicht nur nicht beeinträchtigt, sondern verstärkt werden zu sollen. Derselbe hatte sich schon als Prinz für den Fürstenbund interessiert, er schlug als König in nicht wenigen Worten und Maßregeln den deutschen Ton an, der zur politischen Lage stimmte, und lesen wir die Rede, in der ihn der Akademiker Engel an seinem ersten Geburtstage nach seiner Thronbesteigung feierte, so meinen wir wohl, in Berlin habe man damals nur noch einen Schritt zu thun gehabt, um in die Rolle, die Preußen in unsern Tagen beschieden war, einzutreten und die deutschen Mittel- und Kleinstaaten zu einem neuen Reiche um sich zu sammeln. Und doch wäre, wie unsre Schrift zeigt, dieser Schritt noch ein ungenügend vorbereiteter gewesen. Der Unterschied zwischen dem damaligen preussisch-deutschen Aufschwunge und unsrer Art, in vaterländischen Dingen zu denken und zu empfinden, ist ein gewaltiger. Dazu aber kam, daß sich schon drei Jahre nach Begründung des Fürstenbundes von Frankreich aus die ungeheure Springflut der Revolution ergoß, vor der Preußen und die deutsche Nation notdürftig ihre Existenz retteten.



Deutsch-böhmische Briefe.

7.



u Ende des vorigen Briefes faßte ich die Tendenzen der in ihm geschilderten Tschekisirung der böhmischen Gerichte in die Worte zusammen, nicht mehr Richter, ja nicht mehr Gerichtsdiener solle der Deutsche hier werden können; nur die Rolle des Verbrechers scheine ihm noch gebühren zu sollen. Die Sache ist ungefähr richtig, wenn dieser halbstarrige Deutsche nicht tschechisch lernen will, antwortet man uns; aber so lerne ers doch; unsre Leute mußten früher ja Deutsch lernen und versuchen das noch, so gut es gehen will. Das ist ein Rat, der sich vielleicht einigermassen hören ließe für die Zukunft, der aber nicht für die Gegenwart paßt, wo die Sprachenverordnung vollständige Kenntniß der tschechischen Sprache voraussetzt, während es bekannte Thatsache ist, daß im geschlossenen deutschen Sprachgebiete Böhmens nicht zwei Prozent der Deutschen jene Sprache auch nur oberflächlich kennen. Eine gesetzliche Verpflichtung zur Erlernung

derselben bestand bisher nicht, ja „die Anwendung von Zwang zur Erlernung einer zweiten Landessprache“ ist grundsätzlich ausgeschlossen. Dazu kommt, daß das Tschechische wie alle slawischen Idiome dem Deutschen außerordentlich schwer in den Kopf geht, und daß er namentlich im vorgerückten Alter kaum mehr imstande ist, seiner in Schrift und Wort genügend mächtig zu werden. Hätte manchen der Herren Tschechen in der Prager Journalistik oder im dortigen Landtage, die auf deutschem Boden geboren wurden, nicht der Zufall schon als Kind nach Tschechien gebracht, so wäre er nimmermehr zu der Übung in dessen Rede gelangt, welche ihn — wir denken an Jan Gregr, dessen Vaterstadt Steyr ist — befähigte, ein Führer der „Nation von Böhmen“ zu werden und eine hervorragende Stelle unter den Schmutzschleudern einzunehmen, mit denen sie ihre deutschen Nachbarn bewirft. Die tschechische Sprache bietet der deutschen Zunge große Schwierigkeiten, und Gewaltmittel treiben sie nicht ein, machen sie vielmehr zu etwas Verhaßtem. Anderseits fällt die Erlernung des Deutschen den Tschechen auch nicht leicht, und wir wundern uns nicht, wenn der Abgeordnete Kraus 1884 im Wiener Reichsrate hervorhob, daß in einer Anzahl rein deutscher Bezirke Böhmens nicht wenige tschechische Gerichts- und Verwaltungsbeamte sich finden, welche das Deutsche nur radebrechen, und daß mancher katholische deutsche Bauer Böhmens fast nur deshalb nicht mehr die Kirche besucht, weil sein Ohr es nicht verträgt, wenn seine Muttersprache vom tschechischen Pfarrer oder Kaplan am Altare und auf der Kanzel gemißhandelt wird. Ein schlagender Beweis, wie es in den Kreisen der Justiz in dieser Hinsicht steht, war ein vom 27. November datirtes Rundschreiben des Prager Oberlandesgerichtes an sämtliche Gerichte seines Sprengels, wo „auf die in neuester Zeit so häufigen sprachlichen und orthographischen Fehler in gerichtlichen Ausfertigungen“ hingewiesen und es den Gerichtsvorständen zur Pflicht gemacht wird, „diesen Übelständen entgegenzuwirken.“ Endlich noch eins. Könnte wohl irgend ein Tscheche mit einigem Recht und Gewissen behaupten, seine Sprache müsse in dem Sinne gleichberechtigt mit der deutschen sein, daß sie gleich an Wert für das höhere und niedere Leben wäre? Es würde das Lächeln aller Welt erwecken, es würde eine Stirn wie die des Herrn Gregr erfordern, wenn jemand etwas der Art behaupten wollte. Die tschechische Sprache, dieses künstlich wieder aufgepuzte Bauernidiom mit einer Literatur, die zum größten Teile in doppeltem Sinne Übersetzung oder Nachbildung deutscher Originale ist, kann nur von ärgster Einbildung und Anmaßung als gleichwertig mit der unsern bezeichnet werden. Abgesehen von ihrem innern Werte ist sie es auch aus äußern Gründen weder in Böhmen noch sonst in Österreich, noch in der Welt überhaupt. Der Deutsche des Böhmerlandes kann in jeder Beziehung seines bürgerlichen Erwerbes, seines wirtschaftlichen Lebens und seiner Ausbildung mit seiner Muttersprache vollkommen sich zurechtfinden, lernen, reisen und gedeihen, der Tscheche kann dies selbstverständlich nicht, und der kleine Mann

weiß das. Er hat Nationalgefühl wie seine Worthalter in der tschechischen Presse und Volksvertretung, aber er teilt deren Größenwahn und deren nationale Empfindlichkeit, die immer von Zurücksetzung des Tschechischen gegen das Deutsche perorirte, in keiner Weise, wenigstens da, wo Phrasen ihm nicht den Verstand ausgerebet haben, der seinen Nutzen erkennt. Der tschechische Fabrikarbeiter, der Handwerksgefell, der Bauer weiß den Wert der deutschen Sprache sehr wohl zu schätzen. Er freut sich, wenn er zum Soldaten ausgehoben wird, etwas von ihr zu lernen, welche die Sprache des Heeres, seiner Befehlshaber und seines Kaisers ist. Er geht als Diensthote, als Lehrbursch, als Handarbeiter nach Wien, in eine andre deutsche Stadt, auch über die Grenze nach Schlesien, Sachsen oder Baiern, und er weiß von Vorgängern und Kameraden, was er dort, abgesehen von seinem Mangel an Baarschaft und seiner sozialen Niedrigkeit, zu erwarten hat, sobald er den letzten Ort hinter sich sieht, wo tschechisch gesprochen wird, was bei der geringen Ausdehnung des tschechischen Gebietes sehr bald eintritt. Der deutsche Arbeiter geht nur sehr selten nach tschechischen Gebieten, um Beschäftigung und Verdienst zu suchen, der tschechische sehr häufig nach deutschen, er wandert durch das ganze Reich, und wer dabei von Haus aus eine gewisse Kenntniss der deutschen Sprache im Kopfe mit sich führt, für den ist dies ein besseres Viatikum als die paar Gulden im Beutel, welche ihm Vater oder Mutter als Zehrpfennig mitgegeben haben. Damit aber vergleiche man den Antrag, der im böhmischen Landtage vom Abgeordneten Kvicala gestellt wurde und der nicht nur ein Muster nationaler Gehässigkeit und Unduldsamkeit ist, sondern nach dem soeben Gesagten als eine schwere Beeinträchtigung der Interessen des tschechischen kleinen Mannes erscheinen muß. Mit dieser Forderung der tschechischen Partei im Prager Landtage soll das natürliche Bedürfnis des Volkes, welches diese Herren zu seinen Vertretern gewählt hat, das Bedürfnis, welches sich dadurch äußert, daß arme Leute von tschechischer Nationalität in rein deutschen oder gemischten Gegenden ihre Kinder in die deutsche Schule schicken, um sich hier die deutsche Sprache anzueignen und damit ein Mittel zu besserem Fortkommen zu gewinnen, einfach cassirt werden, man will die Eltern außer Stand setzen, ihre Kinder in eine Schule zu senden, wo jener Zweck absolut nicht zu erreichen ist — alles zur größern Ehre des in Böhmen allein seligmachen sollenden Tschechentums, was auch durch den zweiten Zweck des Antrags gemeint ist, der darin besteht, einen Zustand vorzubereiten, bei welchem die gegenwärtig noch widerstrebenden deutschen Gemeinden gezwungen werden, tschechische Schulen zu errichten.

Dies bringt mich auf ein Thema, das nicht weniger ernst ist als das im vorigen Briefe erörterte. Hand in Hand mit der „Utraquisirung,“ d. h. der Tschechisirung der politischen Behörden, des Richterstandes, der Staatsanwaltschaften, der Handels- und Gewerbekammern, der Post- und Telegraphenämter u. s. w., geht die Errichtung tschechischer Volksschulen in den deutschen

Gemeinden Böhmens — auf Kosten dieser letzteren, die somit ihre Tschechisirung nicht bloß dulden, sondern obendrein noch bezahlen sollen. Unerhört! sagt der Leser. Unglaublich! Und doch ist es so. Am 19. März 1886 berichtete Dr. Hallwich im Abgeordnetenhaus des Reichsrates über dieses Verfahren wie folgt: „Ein tschechischer Privatverein errichtet in einer deutschen Stadt eine Privatvolksschule. Nach aller kürzester Zeit hat ihr der Statthalter, d. h. der Landeschulrat, dessen Vorsitzender bekanntlich der Statthalter ist, das Öffentlichkeitsrecht erwirkt oder verliehen. Es dauert abermals garnicht lange, und der tschechische Verein kommt bei der deutschen Gemeinde um Übernahme dieser Schule auf Gemeindefkosten ein. Die Gemeinde sträubt sich natürlich, und die Sache geht nun an den böhmischen Landeschulrat. Der Statthalter trägt der abgeneigten Gemeinde — womöglich telegraphisch — auf, binnen vierundzwanzig Stunden sich zu äußern, selbstverständlich nur pro forma sich zu äußern; denn sie mag sich äußern wie sie will, thun und lassen, was ihr beliebt, sie wird auf alle Fälle angehalten, die tschechische Schule auf Kosten der deutschen Stadt zu übernehmen und sich damit eine riesige neue Steuerlast aufzuhalsen — zu Gunsten der Kinder einer fluktuirenden, soviel wie keine Steuern zahlenden Arbeiter- und Handwerkerbevölkerung, sonst ehrenwerter Leute.“ Ein Beispiel für die Art und Weise, auf die es dabei mitunter zugeht, erzählte der Abgeordnete Funke dem böhmischen Landtage am 14. Oktober 1884 aus Zeitmeritz. Hier wurde eine Eingabe mit hundertfünfundvierzig Unterschriften von Eltern tschechischer Kinder überreicht, welche um Übernahme der von der Matice skolska gegründeten Schule auf den Stadtsäckel bat. Geschwind kam vom Landeschulrate die Weisung an den Ortsschulrat, die erforderlichen Erhebungen vorzunehmen. Pflichttreue verlangte einige Gründlichkeit, und so ging die Sache nicht so rasch, als in Prag gewünscht wurde. Auch ergriff die böse Stadtvertretung Rekurs gegen die Maßregel. Weder dies noch die Bitte des Ortsschulrates um eine Frist für die Prüfung des Gesuches hatte Erfolg. Dabei kamen die Entscheidungen des hohen Landeschulrates so blitzschnell herunter, als ob es sich um das Wohl und Wehe von tausenden in ihren Interessen bedrohter Kinder handelte. Zuletzt mußte die Bezirkshauptmannschaft die Sache untersuchen, und siehe da, jetzt gebär der freisende Berg eine Maus und daneben noch einige andre interessante Kleinigkeiten, z. B. etliche tschechische Schwindelmanöver. Zunächst hatten viele Unterzeichner nicht gewußt, um was sich die Frage drehte, und gemeint, es solle bloß festgestellt werden, daß ihre Kinder die tschechische Winkelschule besuchten. Dann ergab sich, daß statt hundertfünfundvierzig nur achtunddreißig tschechische Kinder, ja nach der Rechnung des Bezirksschulrates weniger als zwanzig vorhanden waren, und für diese sollte die Stadt in ganz unerhörter Weise belastet werden. Ob die Tschechenschule daraufhin Privatangelegenheit geblieben ist, kann ich aus dem mir vorliegenden Material nicht ersehen, darf es aber bezweifeln. Die Stadt-

gemeinde Reichenberg wurde auf Verlangen von hundertdreiundneunzig Tschechen mit dreihundertachtzehn Kindern gezwungen, die vom tschechischen Schulvereine gegründete Schule auf ihre Kosten zu erhalten, obwohl von den hundertdreiundneunzig Petenten viele garnicht im Stadtbezirke anässig waren und viele andre, als der Streit zum Austrage gelangte, die Gegend ganz verlassen hatten. Es ist eben eine fluktuirende Bevölkerung, für welche so eifrig gesorgt wird. Reichenberg giebt jährlich 70273 Gulden für seine Schulen aus, und dazu tragen die Tschechen, welche eine eigne Schule beanspruchten, 200 Gulden und 99 $\frac{1}{2}$ Kreuzer bei. Solche Tschechenschulen waren 1884 theils schon errichtet und von deutschen Gemeinden übernommen oder sollten nächstens übernommen werden in Trautenau, in Tepliz, in Dux, Saaz, Mürschan, Krumau und verschiedenen andern Orten. Auch darin liegt System: ein Netz tschechischer Volksschulen soll über Deutschböhmen ausgespannt werden, um dieses für das Tschechentum einzufangen. Das wird durch die natürliche Verschiebung der Nationalitäten begünstigt. Wie in andern deutschen Ländern Österreichs geht nämlich auch in den deutschen Gemeinden Böhmens die sogenannte einheimische Bevölkerung stetig zurück. In einer bestimmten deutschböhmischen Stadt — der Name thut nichts zur Sache — werden alljährlich nach Ausweis der Geburts- und Sterbelisten zweihundert Menschen mehr begabten als geboren. Nach den Ergebnissen der Volkszählungen von 1854, 1869 und 1880 steigt die Gesamtbevölkerung dieser Gemeinde in zehn Jahren um durchschnittlich fünftausend Seelen. Das heißt, da in demselben Zeitraume die Zahl der Einheimischen um zweitausend abnimmt, ist die Bevölkerung im Laufe eines Jahrzehnts durch Zuzug von auswärts und nur dadurch um siebentausend Seelen gewachsen. Woher aber kommt dieser Zuzug? Aus Deutschböhmen gewiß nur in sehr geringem Maße, da hier die Bevölkerung fast allenthalben auf die angegebene Weise sich vermindert. Aus dem Auslande wohl ebensovienig, weil die amtliche Statistik den Ausländer, worunter auch der Ungar verstanden wird, garnicht zählt. Die Vermehrung ist also dem Inlande, und zwar in der Hauptsache dem tschechischen Teile desselben, auf die Rechnung zu setzen. Das fand allerdings auch früher, namentlich seit dem Aufschwunge der böhmischen Fabriken und Kohlengruben, statt, denen die Tschechen ihre meisten Arbeiter lieferten. Nur besteht zwischen damals und heute ein wesentlicher Unterschied. Ehedem gingen die tschechischen Einwanderer aus dem Innern des Landes sehr rasch in der Bevölkerung der deutschen Städte an und in dessen Randgebirgen auf, in welchen sie ihr Brot gesucht und gefunden hatten. Sie schätzten sich glücklich, so schnell und so unauffällig als möglich in ihr zu verschwinden, sie schickten, als ob sich das von selbst verstünde, ihren Familienzunachs in die deutschen Schulen, wo die Kinder bis zu ihrem siebenten Jahre so viel Deutsch lernten, daß sie die Unterrichtsprache verstanden. Die Folge war: die Kinder wurden germanisirt, und sie erblickten darin keinen Schaden, sondern einen Gewinn für

ihre Zukunft, eine Erhebung. Heutzutage verhält sich das ganz anders. Die in deutschböhmische Städte eingewanderten Tschechen schicken ihre Kinder nicht mehr in die dortigen deutschen, sondern in die der Bürgerschaft aufgenötigten tschechischen Schulen, und diese junge Generation lernt nicht mehr Deutsch. Neben der Schule wird eine tschechische „Beseda“ (Club) eingerichtet, in der tschechisches „Nationalgefühl“, d. h. fanatischer Dünkel und Deutschenhaß, gesät und gepflegt wird, und deren Mitglieder wieder und immer wieder durch Reden und Zeitungen belehrt werden, daß der Tscheche im Lande der Gebieter, der Alleinberechtigte und daß der Statthalter sein gnädigster Herr Gönner ist, der sich allerwegen angelegen sein läßt, ihm diese Macht und Berechtigung zu wahren und zu mehren. So sehen wir denn, daß im Verlaufe von etwa zehn oder zwölf Jahren die deutsche Gemeinde zu einer tschechischen Bevölkerung von mehreren tausend Köpfen gekommen ist, sie weiß nicht recht, wie, aber sie bekommt's sehr bald zu fühlen — am Beutel; sie ist gewachsen, aber größtenteils am Proletariat. Noch ist sie nicht ganz tschechisiert, aber die ersten Schritte dazu sind gethan: die vormalig reindeutsche Gemeinde ist eine sprachlich gemischte geworden — wie der Herr Statthalter mit der Mehrheit des Landtages meint, und wie nur die Verstocktheit der Minderheit nicht zugestehen will, nach welcher die Gemeinde aus den sesshaften und steuerzahlenden Bürgern besteht, die ein Interesse am Wohle des Ganzen haben, nicht aber aus besitzlosem Volke, welches bald hier, bald da sein Brot sucht und nur verlangt, nichts zu geben hat.

„In Böhmen — so zitierte Hallwich in seiner zuletzt erwähnten Rede —, in Ungarn, überall geben die Deutschen ihren Besitzstand auf. So wird uns vorgeworfen — fuhr er fort —, und leider nicht ganz mit Unrecht. Ich könnte ihnen eine ganze Reihe von böhmischen Städten aufzählen, die vor kaum vierzig Jahren eine, wenn nicht ausschließlich, so doch überwiegend deutsche Bevölkerung hatten und heute stockböhmisch sind, lediglich infolge der Errichtung von tschechischen Volks- und Mittelschulen, welche diese Bevölkerung deutschen Ministerien verdankt. Sie sind für uns verloren, diese Städte. Und was in Jitschin, in Königinhof, in Gzaslau u. s. w. möglich gewesen ist, das soll jetzt auch möglich werden in allen von Uraufgang an deutschen Städten des Landes, in Trautenau, Hohenelbe und Arnau, in Reichenberg, Friedland, Leipa, Rumburg, Schluckenau u. a. Wir aber sagen: Das soll und darf nimmer geschehen. Wir werden es zu hindern wissen. Das sind wir uns und unsern Kindern schuldig.“

Gestatten Sie, daß ich auf noch etwas aufmerksam mache. Es betrifft das gewerbliche Unterrichtswesen. Dasselbe blühte in Böhmen schon vor hundert Jahren; denn bereits unter Maria Theresia und Josef II. gab es hier hunderte von gewerblichen und landwirtschaftlichen Fach- und Fortbildungsschulen. Die Reaktion vernichtete sie, die neuere Zeit hob diesen Zweig des Unterrichts von neuem. In den fünfziger Jahren entstanden gewerbliche Fachschulen in Reichenbach und Steinschönau aus eigener Initiative dieser Orte. Erst zwei

Zahrzehnte später traten solche Anstalten in Haida, Gablonz, Rumburg, Aussig, Dux, Teplitz und anderwärts hinzu, auffallenderweise fast nur in deutschen Städten. Und warum gerade hier? Erstens, weil das Kunstgewerbe und die Großindustrie Böhmens, für welche die ersten dieser Institute geschaffen wurden, sich meist in deutschen Händen befinden, und zweitens, weil das Handelsministerium die von ihm an die Errichtung derselben geknüpfte Bedingung einer Unterstützung durch die betreffenden Gemeinden mit Hergabe der Lokalitäten, der Heizung, Beleuchtung und dergleichen nur in deutschen, niemals in tschechischen Orten erfüllt sah. So giebt es jetzt in Böhmen einundachtzig gewerbliche Fortbildungsschulen, und davon fallen 55 Prozent allein auf den Bezirk der Reichsberger Handels- und Gewerbekammer, welche bekanntlich weit überwiegend deutsch ist. 1881 wurde das gewerbliche Unterrichtswesen dem Unterrichtsministerium zugeteilt, 1882 wies ein Erlaß des damaligen Vorstandes desselben die Handels- und Gewerbekammern an, sich fortan in Betreff der Errichtung und Verwaltung der Gewerbeschulen direkt mit ihm in Verbindung zu setzen. Dies geschah, gefiel aber dem Statthalter durchaus nicht. Denn wenn auch von den fünf Handels- und Gewerbekammern Böhmens dank einer neuen Wahlordnung drei bereits einer tschechischen Majorität preisgegeben worden sind, so existiren immerhin noch zwei deutsche, und das ist zu viel, und so verlangte im Februar der Statthalter, daß ihm ein „Beirat“ für die Angelegenheiten des gewerblichen Unterrichtswesens an die Seite gestellt werde. Das sieht harmlos aus, die Deutschen wissen aber, was es bedeutet. Die deutschen Handels- und Gewerbekammern sollen künftig in der Sache einfach umgangen und nicht mehr gehört werden, der Statthalter soll mit seinem „Beirat“ maßgebend sein, er, der alles, was er anfaßt, vom tschechisch nationalen Standpunkte entscheidet und behandelt. Räumt man ihm das ein, so wird hinfort schwerlich ein deutscher Lehrer an eine böhmische Gewerbeschule berufen werden, und die Befürchtung ist nicht ohne Grund, daß in andern Beziehungen Maßregeln erfolgen werden, welche eine schwere Schädigung des mit großen Opfern ins Leben gerufenen und hochentwickelten gewerblichen Fachschulwesens des Landes, namentlich Deutsch-böhmens, einschließen.

Noch ist man in diesen Dingen wie in vielen andern nicht soweit, daß das Ideal der Tschechen und ihrer Patrone verwirklicht wäre. Die Deutschböhmen wehren sich gegen den konzentrisch gegen ihre Nationalität gerichteten Angriff der Slawen seit einigen Jahren ebenso mannhaft als geschickt, und alle Parteien derselben sind jetzt darüber einig, daß es vor allem gilt, das Volkstum zu schützen, was auch die „Deutschösterreicher“ dabei noch für Hintergedanken haben mögen. Jedenfalls thun auch die Letztern jetzt, was sich auf parlamentarischem Wege thun läßt. Ich werde diesen Kampf der Deutschen mit den Tschechen mit Ihrer Erlaubnis in ein paar weiteren Briefen nach seinen Waffen und Wegen, seinen Erfolgen und Niederlagen schildern. Für heute sei schließlich nur

noch hervorgehoben, daß der Kampf den Tschechen auch dadurch wesentlich erleichtert wird, daß der böhmische Klerus beinahe durchgehends auf ihrer Seite steht, und zwar ist das sowohl von dem hohen wie von dem niedern zu behaupten. Wie seit Jahren schon von der Regierung, wie täglich mehr von der Beamtenschaft, so sind die Deutschen auch von einem andern natürlichen Bundesgenossen verlassen worden, von ihrer Geistlichkeit. Man stellt das mit dem Hinweise darauf in Abrede, daß die Kirche nichts von Nationalitäten wisse, sondern nur von der Christenheit, und das ist in der Theorie nicht unrichtig, nicht aber in der Praxis. Rom nahm häufig Partei für die kleinern Nationalitäten in großen Staatsverbänden, weil diese sich von ihm leichter beherrschen ließen als die stärkeren. Es wirkte kräftig mit zur Losreißung Belgiens, indem es die Flämingen durch die Jesuiten bearbeiten ließ. Es schürt den Brand in Irland, es that eine Zeit lang, was es konnte, um die preussischen Polen in ihren Plänen zu fördern, es hat sich immer offen oder insgeheim auf die Seite der polnischen Verschwörer in Westrußland gestellt, und es verhält sich ähnlich zu den Tschechen, welche das nationale Vorland der im deutschen Reiche geeinigten Nation bedrängen und aus dem kleinen Tschechien ein großes zu machen streben, welches ganz Böhmen und Mähren umfassen soll, aber immer noch so klein sein würde, daß es, losgetrennt von den benachbarten deutschen Gebieten, leicht bei Gehorsam zu erhalten wäre. Es gab eine Zeit, wo die katholische Geistlichkeit in Böhmen und im übrigen Österreich größtenteils deutsch empfand und handelte. Aber die alten Josefiner sind hier jetzt zu Seltenheiten geworden. Auf der deutschen Linken sitzt im böhmischen Landtage gar kein Geistlicher, im Abgeordnetenhaus des Reichsrates nur ein einziger — Posselt. Im großen und ganzen steht die katholische Geistlichkeit Böhmens dem dortigen katholischen deutschen Volke — allerdings auch, weil Kanzel und Altar selbst in Deutschböhmen vielfach von Tschechen bedient werden — als eine Phalanx politischer und nationaler Feinde gegenüber. Es ließen sich Beispiele von Herzkaplänen in Menge vorführen, und ich werde später einige davon nennen. Für jetzt nur noch ein paar Worte Hallwachs über die Folge dieses unnatürlichen Verhaltens. „Bereits beginnt das Volk über seinem nationalen und politischen Gegner den katholischen Priester zu übersehen,“ sagte dieser warme Vertreter des Interesses der Deutschen im Wiener Abgeordnetenhaus (Sitzung vom 19. April 1886). „Trotz aller Bevormundung, trotz mehr als hundertjähriger Zensur weiß unser deutschböhmisches Volk sehr genau, wie es katholisch gemacht, wie ihm der Katholizismus eingepriegelt wurde. . . Wenn man in Oberösterreich Stefan Fadinger und seine Genossen, wenn man die Leichenhügel vergessen haben sollte, die dort der Katholizismus zur größern Ehre Gottes aufhäufte — bei uns kennt man die Geschichte der katholischen Gegenreformation. . . Seien wir offen. Fast nur aus Bequemlichkeit, fast nur aus Sorge vor allzu großen Geldauslagen ist in Böhmen hie und da der eine katholische Deutsche, da und dort

eine katholische Gemeinde noch nicht zum Altkatholizismus oder zum Protestantismus übergegangen; nicht religiöse Überzeugung hat es verhindert. Wenn Altkatholizismus und Protestantismus nicht schon größere Fortschritte bei uns gemacht haben, so steht dem zunächst der bedauerliche, aber sehr erklärliche konfessionelle Indifferentismus entgegen. . . Noch lebt Religiosität in unserm Volke, aber, meine Herren, die katholische Konfession ist ihm nicht gerade ans Herz gewachsen. Es hat vor allem ein deutsches Herz. Vielleicht bringt die Regierung diese Bevölkerung glücklich auch noch dahin, die letzte Hülle abzustreifen, welche dieses deutsche Herz zu verbergen scheint."



Und immer wieder zur Schulreform.



Es ist bezeichnend für die herrschenden pädagogischen Anschauungen, daß der Verfasser einer kürzlich erschienenen „Hygiene des Unterrichts“*) die Berechtigung der Medizin, d. h. der Gesundheitswissenschaft im weitesten Sinne des Wortes, in Erziehungsfragen mitzureden, erst nachweisen zu müssen glaubt. Da in der That die Erziehung kein andres Ziel hat als die möglichst vollkommene, gleichmäßige Ausbildung aller Fähigkeiten, die höchste seelische Gesundheit des Menschen, und da die seelischen Funktionen während des irdischen Lebens unauflöslich mit dem Körper verknüpft sind, so sollte es selbstverständlich scheinen, daß die Erziehungswissenschaft von der Kenntnis des Organismus und der seinen Lebensäußerungen zu Grunde liegenden Gesetze auszugehen habe. Dasselbe gilt vom Unterricht als Teil der Erziehung. Leider entspricht die tatsächliche Entwicklung unsers Unterrichtswesens dieser Voraussetzung sehr wenig. Der Lehrplan unsrer Schulen, namentlich der höhern, bietet ein buntes Spiegelbild alles dessen, was seit ungefähr vierhundert Jahren dem jeweiligen Bildungsbedürfnis als angemessen gegolten hat, und indem man einerseits auf jeder Stufe dieser Entwicklung neben den notgedrungenen Zugeständnissen an die Anforderungen der Zeit den überlieferten Lehrstoff pietätvoll bewahrte, anderseits den letztern, soweit er innerlich nicht mehr berechtigt war, durch äußere Gründe und durch naturwidrige Anpassung der Unterrichtstheorien und Methoden zu rechtfertigen und zu stützen suchte, entstand allmählich jene das natürliche Bedürfnis gänzlich außer Acht lassende Prinzipienlosigkeit sowohl in der Auswahl der Lehr-

*) Grundzüge einer Hygiene des Unterrichts. Von Dr. Wilhelm Löwenthal, Agr. Professor an der Akademie zu Lausanne. Wiesbaden, F. F. Bergmann, 1887.